

Autor: Spranger, Matthias

Titel: Dialektfreie Mundart. Die Rolle von Regionalsprache im heutigen Hörfunk.

Quelle: Einleitungsreferat zu den Zonser Regionalen Hörspieltagen 2005.

Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Matthias Spranger

Dialektfreie Mundart

Die Rolle von Regionalsprache im heutigen Hörfunk

Einleitungsreferat zu den Zonser Regionalen Hörspieltagen 2005

Ich möchte – bitte schön – ein paar Bemerkungen voranschicken und auch gleich um Nachsicht bitten. Ich fürchte nämlich, es werde sich bei meinem Vortrag um nichts anderes als um Bemerkungen handeln, also nichts Durchstrukturiertes, Programmatisches, Zielführendes. Wir können, um etwas Struktur hineinzubringen, vielleicht die feine Unterscheidung zwischen ‚Vorbemerkung‘ und ‚Bemerkung‘ einführen. Ich werde dann darauf hinweisen, wenn wir ins Stadium der Bemerkungen eindringen.

Zunächst sollte ich etwas zum Titel sagen: Dialektfreie Mundart.

Zunächst war ich versucht, nach abermaligem Anhören der Matthäus-Passion, einen anderen Titel zu wählen, eine Bibelstelle: Mt 26, Vers 73: ‚Wahrhaftig, auch Du bist einer von ihnen; denn deine Sprache verrät dich‘. Das griechische Wort für Sprache „lalia“ an dieser Stelle meint eindeutig Dialekt, auch negativ: Geschwätz. Gemeint ist bekanntlich der galiläische Dialekt, den Petrus im Vorhof des Hohenpriesters gesprochen haben soll und der ihn als Gefährte des Jesus von Nazareth erkenntlich gemacht hatte. Für mich ist diese Textstelle das früheste Zeugnis einer sprachgeographischen Zuordnung, pikanterweise in einem ziemlich gefährlichen Umfeld.

Ich habe mich für Zons – wo ich sowie so nur Eulen nach Athen trage – für das ungefährlich Dialektische entschieden mit dem Titel: ‚Dialektfreie Mundart‘. Das klingt schlauer, dialektischer, als es gemeint ist. Es ist eine verbale Anleihe an den Titel einer kleinen Laudatio – dialektfreies Schwäbisch, die der Tübinger Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger auf einen Radioredakteur geschrieben hat. Der ist inzwischen längst tot, hat sein Arbeitsleben lang aber Schwaben und Schwäbisches thematisiert, ohne in seiner Stimme auch nur den Hauch einer regionalen Zugehörigkeit zu seinem Arbeitsgebiet anklingen zu lassen. Fußnote: er stammte vom Niederrhein.

Zweite Vorbemerkung: Ich verwende die Begriffe Mundart und Dialekt synonym und habe dabei auch die gegenwärtige Forschung hinter mir. D.h. nicht, dass man die beiden Begriffe notwendigerweise synonym verwenden muss. Jacob Grimm z.B. unterscheidet Dialekt als Äste des Sprachbaums von der Mundart, die die Zweige an den Ästen darstellen sollen. Er macht also eine Trennung zwischen regionalem Dialekt und lokaler Mundart. Die ist für unsere Zwecke auch durchaus nützlich, sie wird aber heute einfach terminologisch anders definiert, so dass wir es beim synonymen Gebrauch Mundart = Dialekt belassen können.

Nachdem ich erfolgreich begonnen habe, den Titel zu zerbröseln, noch eine dritte Vorbemerkung – und die ist eher persönlicher Art: Das Nachdenken über Dialekt hat sich bei mir in den letzten Jahren meines Arbeitslebens auf Zons bzw. die Vorbereitung darauf beschränkt. Da ging es und geht es um die Qualität von Geschichten, Plots, Inszenierungen, um einen Markt gut abgehangener, selten ganz neuer Gebrauchsartikel. Der Dialekt ist eine Art Transportband, auf dem diese Artikel angeboten werden. Ich habe mich nun hinter diese Jahre zurückbewegt, weil ich dem Thema etwas abgewinnen wollte, das die Routine übersteigt bzw. erst ermöglicht. Es steht nichts Geringeres als die Frage an, wer/wann/was/wie/wo/unter welchen Umständen im Dialekt oder nicht im Dialekt sagt oder einfacher: In welchen Situationen muss man / soll man / kann man / darf man Dialekt sprechen? Bei MAN denke ich jetzt an das Radio, vorausgesetzt es hat sich in den Dienst der Wirklichkeit gestellt. Die Bedeutung von Sprache wird ja in dem uns überschaubaren Bereich immer festgelegt durch den Gebrauch. Auch die künstlerischen Ausformungen, in unserem Fall: der Mundartliteratur hängen nicht in der Luft. Ihr Stellenwert ist auch

abhängig, vom Stellenwert, den der Dialekt im gesellschaftlichen Leben hat. Und wenn eine Sprache z.B. lange nichts Tragisches mehr zu verarbeiten hatte, dann lässt sich das nicht mit einem Federstrich korrigieren. Oder Sakrales: ich glaube es ist in diesen Zeiten unnötig, sakrale Botschaften in den Dialekt zu übersetzen. Aber es folgt genau so daraus – also aus dieser Tradition der Anwendung –, dass eine Mundart nicht ein für allemal auf bestimmte Domänen festgelegt ist. Anders gesagt: dass es DIE Mundart nicht gibt, dass vielmehr die Bedingungen in verschiedenen Epochen sehr verschieden sein können und jedenfalls in verschiedenen Sprachlandschaften sehr verschieden sind.

Sie haben natürlich längst bemerkt, dass ich mich aus der Zone der Vorbemerkungen entfernt habe und jetzt schon richtige Bemerkungen mache. Aus dem was ich eben sagte, müsste jetzt eigentlich ein Profil wenigstens einiger deutscher Dialektlandschaften dargestellt werden. Also z.B. das des Bairischen, des Niederdeutschen, des Alemannischen, eben weil man in all diesen Landschaften und innerhalb derer gleich mehrfach unterschiedlichstes Mundartradition machen kann, machen muss. Aber ich meine, dass sich da eh niemand so gut auskennt, wie unser Kollektiv hier.

Ich werde jedenfalls an anderer Stelle diese Unterschiede noch einmal kurz ansprechen.

Als einen quasi Initiationsritus für medienschaffende Mundartmenschen empfehle ich zunächst einmal das Staunen darüber, dass unsere elektronischen Medien, deren Reichweiten ja sämtliche geographischen Dialektgrenzen per definitionem – möchte man sagen – ignorieren, erst mal künstlich kleinräumig gemacht werden müssen, um sinnvoller Weise die Mundart als Arbeitsmaterial einsetzen zu können. Oder um ein Bild zu benutzen: Man muss die Motoren drosseln, damit sie überhaupt mit Dialektbenzin fahren können. Ich möchte das Bild nicht ausreizen, aber ich finde es insofern hilfreich, als es einen von vornherein hellhörig macht gegen überzogene Forderungen an das Medium. Oder anders gesagt: Radio und erst recht Fernsehen sind unzuverlässige Bündnispartner für Dialektpfleger. Beim Fernsehen ist die Drosselung der Reichweiten längst erreicht, kleinere Reichweiten sind nicht finanzierbar. Dort muss man peinlich genau darauf achten, dass nicht ein Dialekt der Feind des anderen wird. Ich rede von den dritten Programmen, die ja nach wie vor Flächensender sind. Wehe, wenn da ein Dialekt innerhalb eines Sendegebiets dominiert. Das lässt sich natürlich nicht vermeiden, weil sich Kompetenz z.B. bei Moderatoren nie sprachgeographisch gerecht verteilen lässt. Auch Schauspieler

oder Schriftsteller können sprachlich nur einen winzigen Ausschnitt des Sendegebiets repräsentieren. Da stellt sich ganz schnell das Gegenteil des Intendierten ein. Intendiert ist Vertrautheit, Nähe. In der Wirkung entsteht Distanz, Aversion.

Ein Beispiel: Im Landesprogramm des SWR – genannt ‚Unser Drittes‘ – agiert häufig eine Reporterin, die kurze Berichte vor Ort über Dieses und Jenes einbringt. Sie redet mit den Leuten in einem dialektnahen Idiom: Schwäbisch, wie es – sagen wir mal ungenau – im mittleren Neckarraum gesprochen wird. Diese Reporterin empfinde ich als unangenehm. In einem umfassenden Sinn unangenehm. Ich merke, dass ich diese Empfindung auf ihre Sprache beziehe, obwohl meine sprachliche Herkunft nicht viel weiter als 60 km von der ihrigen entfernt ist, aber sich dennoch in vor allem phonetischen Details unterscheidet. Ich überprüfe das noch einmal und merke, dass ihre Sprache für mich nur ein schnell zur Verfügung stehendes Mittel ist, um etwas dahinter Liegendes zum Vorschein zu bringen, das aufdringliche Auf-Den-Leib-Rücken ihren Gesprächspartnern gegenüber z.B., das gefallsüchtige Anbiedere dem Zuschauer gegenüber. Das Aussehen ist es nicht. Aber es könnte bei anderen durchaus das Aussehen sein. Und dafür muss jetzt der Dialekt erhalten. Nichts Neues, eine solche Erkenntnis. Ganze Dialektlandschaften kamen über einzelne Vertreter in Misskredit, wie auch die Beliebtheitskala deutscher Mundarten durch Stars in Unterhaltung und Politik und nicht zu vergessen durch Urlaubsgewohnheiten geprägt ist.

Ein anderes Beispiel: Weil man sich der Quote sicher ist, wurden von Jahr zu Jahr mehr Karnevalsitzungen ins Programm genommen – ins überregionale Programm von ARD und ZDF wohlgemerkt. Da bekam man – gerade in der Kampagne 2005 – Übertragungen aus Gegenden zu sehen, von denen man bislang meinte, dass ihnen Karneval, Fastnacht, Fasching so fern sein müsste, wie dem Eisbär der Kanarienvogel.

Fasnachtsveranstaltungen sind aber in hohem Maße dialektaltig. Und so waren da auf einmal Mundarten zu hören und zwar in einem tiefen Idiom, – absolut restringierter Code, minimale Reichweite –, wie man es früher nie durchgelassen hätte. Und jetzt denke ich wieder an die klassischen Gegenden im Rheinland, die früher – nur um ja im Programm zu bleiben zu können – ihren Karnevalshumor ins Standardsprachliche hochpolieren mussten. Worauf ich hinaus will, ist, dass man also die Bedenken betr. Verständlichkeit zurückgestellt hat, dass man, weil das Sujet offensichtlich so quotenträchtig ist, die Tür zu

vielen kleinen Sprachräumen geöffnet hat, auch wenn man sich in diesen Räumen als überregionaler Zuschauer etwas verloren vorkam. Es wäre jedenfalls blauäugig, wenn man hinter der wundersamen Vermehrung des karnevalistischen Humors nur Mundartpflege sehen würde.

Der Karnevalsbefund legt aber den Pauschaleindruck nahe, – und ich habe keinen Grund, das Radio nicht mit einzubeziehen – dass es um unsere Dialekte in den Medien, will sagen: in der Öffentlichkeit nicht schlecht bestellt ist. Aus welchen Gründen auch immer. Im Hörfunk ist die Aufteilung der Sendegebiete viel kleinräumiger als im Fernsehen. Aufschaltungen sind Alltag. Mit dem Aufkommen der Lokalradios wurde noch mehr – einerseits abgegrenzt, andererseits intensiviert. Das örtliche Idiom, wenn nicht der Radiomacher, so doch der telefonierenden Hörerschaft, ist Programm beherrschend. In einem Teil der globalen Fernsehprogramme werden die Wetterberichte grenzüberschreitend nach Kontinenten präsentiert, in einem anderen wird das Wetter „verheimatet“. Es tauchen wieder Landschaften auf: Kraichgau, Bauland, Ortenau, Baar. Oder die viel gerühmte Kölner Bucht. Früher hieß es dagegen: im nördlichen oder südlichen Vorhersagegebiet. Und wenn man die europäische Zukunft ins Spiel bringt, dann heißt das, dass man leichter auf nationale Souveränität verzichten kann, wenn man seine regionale oder lokale Identität bewahren und pflegen darf, zu der natürlich die Sprache gehört. Sprache hat hier einfach hohen Symbolwert. Ein Linguist hat, um den Stellenwert seines Befunds zu verdeutlichen, den Europolitikern empfohlen, mit der Einführung der Einheitswährung vielleicht als Gegengewicht den schwäbischen Heller oder den bayrischen Kreuzer als Schattenwährung wieder zuzulassen.

Noch ein Beispiel aus dem Speckgürtel mundartlichen Wohlbefindens. Vor drei Jahren waren in schwäbischen Städten Plakate mit merkwürdigen Schriftzeichen zu sehen *sabbrlod, morz durschd, alle welleds, flissigs bro:d, zemmlich donggl, schbiddse*, u.a. Die Schriftzeichen waren der internationalen Lautschrift angeglichen, Ergebnis der Marketingstrategie einer Werbeagentur für Bier. Schwaben Bräu. Motto: *Fließend schwäbisch*. Unter den Lautschriftzeichen die hochdeutschen Sätze: *So sprechen wir. Das schätzen wir*. Für Schweizer – ich bitte um Nachsicht – ist das eine ‚gmähete Wies‘, ich weiß. Ein großer Teil der Werbung für Massenartikel ist dort in Mundart verfasst. In Württemberg hat sich die Kampagne – gerade wegen ihrer innovativen Elemente –

bezahlt gemacht, der Absatz hat sich innerhalb von sechs Jahren verdoppelt. Und dabei hat man einkalkuliert, dass sich mit einer solchen Strategie westlich von Pforzheim, wo das Badische beginnt, keine einzige Flasche verkaufen lässt. Werbespots im Radio generell, und zwar solche, die mit Dialektelelementen arbeiten, werden besser bewertet, als Spots in Hochsprache (45% vs.37%). Besser ERINNERT – so das Ergebnis einer Werbeerfolgskontrolle – werden Spots mit Dialekt allerdings nicht. Aber selbst die Verwendung eines fremden Dialekts begrüßte eine Mehrheit von 62 %. Bei nationalen Kampagnen sei allerdings darauf zu achten, in Nord und Süd gleichermaßen gut verstanden zu werden.

Ein deutsches Bundesland – mein Bundesland wirbt mit dem Slogan *Wir können alles außer Hochdeutsch*. Es setzt also die Mundart ins Zentrum der Landesidentität. Gemeint sein können natürlich nur die Mundarten, die man innerhalb dieses verwaltungspolitischen Kunstprodukts Baden-Württemberg spricht. Das ist dennoch gewaltig. Unterstellen wir einmal den Urhebern dieses Gewaltakts, dass sie die vielen, die in Baden-Württemberg leben und arbeiten und damit zur Landesidentität beitragen, aber Nicht-Mundart oder eine andere Mundart sprechen, nicht ausgrenzen, sondern einfach nur auf das Phänomen sprachlicher Varietäten aufmerksam machen wollten.

Mundartinitiativen haben es noch vergleichsweise leicht, in die warmen Zonen des öffentlichen Lebens zu kommen, also dorthin, wo es noch was zu holen gibt: Subventionen. Oder Preise.

Und hören wir mal in die Radioprogramme der ARD, so herrscht da zwar kein permanenter Karneval, aber Comedy, Kabarett, mehr oder weniger witzige Sprachkurse und andere Unterhaltungselemente, Literaturadaptionen, Hörspiele stehen allesamt nicht unter Mundartverdikt. Vom Hörer ganz abgesehen, der ja – wie schon gesagt – einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Sprachgestaltung eines Programms liefert. Auch wird man Sendern, die keine – *expressis verbis* – ausgewiesenen Dialektsendungen im Programm haben, nicht von vornherein unterstellen können, dass sie kein Gespür für die Sache aufbrächten. Sonst stünde es ja in Bayern schlecht um die Mundart. Das Kämpfen um Sendezeiten ist das eine, aber das Gelungene, das im Sinn des Dialekts Zündende, muss über die Fachredaktionen und ihre Domänen hinausgehen. Ich erinnere mich an die Diskussionen, die eine ganz andere Interessengruppe in die öffentlich rechtlichen Medien

regelmäßig hineingetragen hat, die Kirchen, die von ihrem quantitativ beträchtlichen Programmvolumen – eigen verantwortet, selbst gestaltet – in zäher Überzeugungsarbeit so ganz langsam verabschiedet wurden, um in etwas dem Radio gemäßeren Formen quantitativ beschnitten, aber nichts desto weniger präsent zu sein. Und niemand kann sagen, dass ihm nicht bei kontinuierlichem Radiohören ziemlich oft so ein Kirchenwort um die Ohren herum weht.

Dies alles waren genau genommen nur Eindrücke für das Gefühl, dass es mit der Mundart im öffentlichen Leben nicht schlecht bestellt ist.

Das ist ein ziemlich unpräzises Gefühl. Ich muss da einfach ein paar Genauigkeitskontrollen einführen, die mir das Geschäft mit diesem Sympathieträger namens Mundart verständlich und praktikabel machen. Ich komme auf die Frage von vorhin zurück: in welchen Situationen muss man / kann man / darf man Dialekt sprechen? Ich stelle die Frage nach dem situativen Gebrauch unsres Sympathieträgers deshalb, weil sie für Radiomacher geradezu ein Messinstrument für sprachliche Sensibilität ist und weil sie ihn vielleicht davor bewahren kann, Missgriffen vorzubeugen, solchen z.B. wie der baden-württembergischen SPD, die vor einer Landtagswahl meinte, ihre Wahlplattform in die vier Hauptdialekte, die in Baden-Württemberg gesprochen werden, übersetzen zu müssen. Was gut gemeint war, blieb – wie man weiß – ohne jeden positiven Effekt. Zumindest beim Wähler. Man kann auch richtig ins Clo fassen, wenn man z.B. als Bewerber für einen Oberbürgermeisterposten meint, im Wahlkampf schwäbeln zu müssen, obwohl man den Dialekt gar nicht sprechen kann. Oder, um auf unser Metier zurückzukommen, man kann peinliche Besetzungsfehler in Hörspielen machen, die man mühsam durch Manuskriptänderungen bereinigen muss. In Fernsehserien, die regional verortet sind, scheint man sich bisweilen nicht mehr darum zu kümmern, weil es den Regisseuren oder Produzenten auf Grund ihrer Dialektferne gar nicht mehr auffällt und ihnen zum situativen Sprachgebrauch nichts einfällt.

Ein Missgriff von anderer Seite, von der Seite der *beati possidentes*: Irgendwann haben ideologisch anfällige Zeitgenossen dem Dialekt einen Wahrheits- und Echtheitsanspruch wie ein Gütesiegel angeklebt, Motto: der Dialekt würde das Verlogene unserer öffentlichen Kommunikation quasi wie von selbst ans Licht bringen. Man könne im Dialekt nicht lügen. Von wegen. Man lügt einfach nur bodenständiger. Manche meinen, mit dem Dialekt, den

sie sprechen oder den sie hören, gar eine Art Schlüsselgewalt zur Mentalität eines Menschen geliefert zu bekommen: der Schwabe ist so und so, der Sachse hingegen so, aber nicht so...

Dann also noch mal ein kleiner Exkurs:

Dialekt (oder Mundart) ist eine Sprachform, die immer in Beziehung zu einer übergreifenden Sprachform steht, zu einer Hochsprache oder einer Standardsprache. Dialekt ist von der Standardsprache in den Lauten und Formen, aber auch im Wortschatz und – in geringerem Maße – in der Syntax unterschieden, aber mit der Standardsprache trotzdem verwandt, d.h. dass beide in einer Beziehung zueinander stehen. Nun ist der Dialekt jedoch keine in sich homogene Einheit, sondern es gibt – hier in Deutschland nota bene – zwischen Dialekt und Standardsprache vielfältige Abstufungen, von denen einige der Standardsprache sprachlich ähnlich sind und auch in größeren Räumen und von umfangreicheren gesellschaftlichen Gruppen gesprochen werden. Wir unterscheiden gewöhnlich zwischen

- a. dem tiefen Ortsdialekt eines bestimmten Dorfes,
- b. der regionalen Umgangssprache oder Regionalsprache eines Bezirks oder einer größeren Stadt,
- c. einem leichten Dialektakzent, der etwa in ganzen Bundesländern verbreitet ist und
- d. einer überregionalen Sprechsprache, die keine regionalen Einsprengsel enthält, der wahren Minderheitensprache. Zum Dialekt rechnet man im Allgemeinen den Ortsdialekt und die Regionalsprache, zum Hochdeutschen rechnet man die überregionale Standardsprache, auch die mit Regionalakzent.

Ich mache diese definitorischen Ausflüge auch, um falschen Erwartungen – ähnlich wie vorhin bei den Reichweiten der Sender – das Wasser abzugraben. Im deutschen Sprachraum spricht man normalerweise nicht nur eine der erwähnten Sprachformen, also nur Dialekt oder nur Regionalsprache, sondern meist zwei von diesen Sprachformen. Es gibt eine große Gruppe von Sprechern in Deutschland, die den Ortsdialekt und den Regionaldialekt sprechen kann. Und es gibt eine weitere große Gruppe, die die überregionale Sprechsprache und die Regionalsprache kann und bei der die überregionale Sprache oft einen Regionalakzent hat. Einige aus dieser Gruppe können dann sicher auch noch einen tiefen Ortsdialekt. Als Beispiel für diese dialektale Stufenleiter wird aus dem Schwäbischen gerne der Satz ‚Ich habe keine Zeit‘ angeführt.

Einer auf der Alb spricht mit seinesgleichen auf der Ebene *I hao koi Zeit*. Einer gegendfremden, möglicherweise hochdeutsch sprechenden Person wird er sich anpassen: *I han kae Zeit*. Und selbst wenn er den hochdeutschen Satz intoniert *Ich hab' kei Zeit*, wird noch ein hörbarer Unterschied zum bühnendeutschen *Ich habe keine Zeit* sein.

Aber es gibt natürlich eine Gruppe von Sprechern, die nur die Standardsprache sprechen kann und auch nie eine andere Sprachform erlernt hat. Wie groß die einzelnen Gruppen sind, ist leider nicht bekannt, dazu bräuchte man die Ergebnisse einer Dialekterhebung, eines sog. Dialektzensus. Den gibt es noch nicht. Aber man geht davon aus, dass die Gruppe der ausschließlich Hochdeutsch sprechenden nicht größer als vielleicht 15% der Bevölkerung ist. Die wahre Minderheit also.

Ich wollte dieses Schichtenmodell der sprachlichen Varietäten in Erinnerung rufen, weil man darin ein gut Teil unseres sprachlichen Alltags, so wie wir ihn in den Medien bewirtschaften, unterbringen kann, z.B. auch die soziale Komponente des Sprechens.

Dialekt als Sprachbarriere, das war eine Parole, die bisweilen etwas überstrapaziert worden war. So ganz falsch war sie nicht. Eltern wissen heute, dass ihre Kinder auf ihrem Berufsweg mit Aufgaben konfrontiert werden, in denen der Dialekt jedenfalls nicht ausreicht.

Oder eben die funktionale Komponente, will sagen: ob etwas im Dialekt oder in der Hochsprache oder in einem dazwischen liegenden Idiom gesagt wird, hat heute oft weniger mit sozialen Schichten als mit Funktionsbereichen zu tun, wobei wir die nahe liegende Zuordnung ‚privat – Mundart‘, ‚öffentlich – Hochsprache bzw. Nicht-Mundart‘ nicht erörtern wollen, auch nicht die Zwischenbereiche und die Bewegungen zwischen beiden Bereichen. Dazu gehört etwa die halböffentliche Sphäre des Vereinswesens, dazu gehört der Löwenanteil dessen, was an sog. O-Tönen ins Programm kommt, dazu gehört auch, was von mir – titelmäßig aufgeputscht – ‚dialektfreie Mundart‘ genannt wird. Es soll bei diesen Andeutungen bleiben, verbunden mit dem Hinweis, dass die angesprochene funktionale Reichweite in den unterschiedlichen deutschen Dialektlandschaften ganz unterschiedliche Resultate hervorbringt. Nur ein Beispiel: Wir bleiben im öffentlichen

Raum. Was im Bairischen ganz selbstverständlich nach Mundart klingen soll, möchte man im Schwäbisch-Alemannischen oft doch lieber in Hochdeutsch hören. Ich denke z.B. an die phonetische Grundausrüstung der Nachrichtensprecher und Moderatoren. Jetzt muss ich doch ein wenig noch den Sack ‚Schwyzerdütsch‘ öffnen, einfach deshalb, weil da noch ein paar Modelle mehr versteckt sind. Man hat in der Schweiz unter sich wohl nie Hochdeutsch gesprochen. Dass es einmal eine politische Notwendigkeit gab, sich vom Deutsch des nördlichen Nachbarn abzusetzen, ist bekannt. Entstanden ist eine Art Vollsprache mit der einzigen Einschränkung, dass man sie kaum schreibt. Man schreibt gutes Deutsch mit wenigen Helvetismen. Die Sprache der Mündlichkeit aber hat fast alle Plätze der öffentlichen Kommunikation besetzt. Die Wahrnehmbarkeit des Dialekts ist inzwischen auch ohne die Notwendigkeit einer geistigen Landesverteidigung erheblich größer geworden. Klar, dass es vor allem die elektronischen Medien sind, die diese Mündlichkeit verbreiten, die diese Omnipotenz erzeugt haben. Und auch einen guten Teil der Probleme der schweizerischen Landesidentität. Würde man dieser Sprache eine landesweit verbindliche Schriftform geben, wäre der Schritt zur Hollandisierung des Landes getan, d.h. es würde sich aus dem deutschen Sprachraum verabschieden. Das wäre dann auch das Ende der heutigen viersprachigen Schweiz. Oder vielleicht auch nicht. Aber das ist ein anderes Thema. Zurück nach Deutschland.

Die Frage, die ich nicht umgehen will, weil sie sich längst schon nach vorne gedrängt hat nach dem von mir skizzierten Befund, ist, ob man mit unserem Medium in diese Gemengelage eingreifen kann, eingreifen soll, zunächst mal irgendwie, in irgendeine gewünschte Richtung. Ich sehe zwar keine Notwendigkeit einer geistigen Landesverteidigung, auch im zunehmend anglophon operierenden Europa nicht, möchte aber die Rolle unsres Mediums nicht kleiner machen als sie ist, möchte ihm einfach die Möglichkeiten nicht von vornherein nehmen.

Gemeint ist, ob man auf dem weiten Feld des Dialektgebrauchs Maßstäbe setzen soll, stilbildend sein soll, am Ende gar Normen aufstellen soll. Ich denke, dass meine Bemerkungen nahe legen, die Frage zu verneinen. Dann stünde ferner die Überlegung an, ob man sich mit dem Dialekt eher in mediale Nischen zurückziehen, dort aber dann kräftig aufdrehen soll. Motto: Kein Wort Hochdeutsch in solchen Sendungen, von den Nachrichten bis zu den Verkehrsmeldungen. Oder ob man doch lieber breit gestreut in

einem zugegeben dialektal ausgedünnten Universalsprech in den Medien präsent sein soll: *dialektfreie Mundart*. Alles ist möglich.

Am liebsten wäre mir, wenn der Dialekt in den Medien von niemand und für gar nichts in Dienst genommen würde, wenn er einfach als ein wunderbares Spielmaterial da läge, geachtet als etwas Kostbares, als ein Angebot, unsere Sprachkompetenz zu erweitern, zu überprüfen, bislang Unerhörtes zu schaffen und aus dem Nebeneinander unserer Varietäten die Funken zu schlagen, die das Gold unsrer Sprache zum Leuchten bringen.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Rechteinhabers unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.